

The killer smiles

Klaus Theweleit im Gespräch mit Florian Borchmeyer

Klaus Theweleit ist Literaturwissenschaftler, Kulturtheoretiker und Schriftsteller. Seine in den 70er Jahren erschienene zweibändige Untersuchung »Männerphantasien«, ursprünglich seine Dissertationsschrift, wurde weit über akademische Kreise hinaus rasch zum Welterfolg. Ausgehend von der Freikorpsliteratur der Weimarer Republik untersucht er das Ich-Verständnis und die Körperlichkeit des »soldatischen Mannes« in seiner angstbesessenen Abwehr der Weiblichkeit – und zeigt aus einem psychoanalytischen Blickwinkel die prägenden Aspekte von faschistischem Bewusstsein auf. Theweleits Themen sind umfassend. Er schreibt, so in seinem breit rezipierten »Buch der Könige«, über die Kunstproduktion im Patriarchat und ihre Beziehung zu Frauenopfern, aber auch über Filmendenken und Gewalt, über Fußball als Realitätsmodell und präsentiert in seiner »Pocahontas«-Tetralogie »Geschichte(n) zur (fortdauernden) Erfindung Amerikas«. Er ist Biograph von Jimi Hendrix und nähert sich Sigmund Freud über ein Songbook »Absolute(ly) Sigmund Freud«. In seinem jüngsten Buch »Das Lachen der Täter: Breivik u. a. – Psychogramm der Tötungslust«, das im Juni 2015 auch Thema des »Streitraums« an der Schaubühne war, setzt er sich erneut mit den Ursachen männlicher Aggression und der Lust am Leiden anderer auseinander. Anknüpfend an die im Buch dargestellten Thesen, die versuchen Erklärungen für die Massenmorde der jüngsten Geschichte zu finden, sprach Florian Borchmeyer mit Klaus Theweleit über fragmentierte Körper, Affekte als Grundlage der Geschichte und das mörderische Potenzial des Lachens.

Florian Borchmeyer In der – an der Schaubühne beim Festival F.I.N.D.#15 aufgeführten – Inszenierung »The Civil Wars« von Milo Rau, den Sie in Ihren jüngsten Schriften oft zitieren, wird eingangs am Fall eines jugendlichen Gotteskriegers aus Belgien die Frage gestellt: Was zieht junge Leute aus Europa in den Dschihad nach Syrien, um dort ein Kalifat zu errichten? In Ihrem neuen Buch »Das Lachen der Täter« untersuchen Sie eine Vielzahl von Texten der letzten Jahre, die genau das zu beantworten suchen, und darüber hinaus die grundsätzlichere Frage, was die überwiegend männlichen Täter bewegt, die Massenmorde der jüngeren Geschichte anzurichten – von Verbrechen der Wehrmacht über die der Kindersoldaten der afrikanischen Bürgerkriege in Ruanda und im Kongo bis hin zu Anders Breivik. Milo Raus Stück verweigert sich bewusst einer direkten, systematischen Beantwortung. Die von Ihnen zitierten, oft journalistischen Texte unternehmen diesen Versuch dagegen schon – in Form von etwa zehn Theoriegebäuden, die Sie Schritt für Schritt referieren: von der These der psychischen Störung der Täter über Analysen der sozialen Marginalisierung von Migranten, oder Welzers Theorie des verschobenen »Referenzrahmens«, in welchen Täter in einer Kriegssituation gesetzt sind – bis hin zu Rückgriffen auf Richard Sennett und seiner These von der Ökonomisierung des Sozialsystems seit den 90er Jahren, die dazu führt, dass die gezwungenermaßen

»flexiblen Menschen« in der Gesellschaft ihren Platz verlieren. Was können aus Ihrer Sicht diese Theorien dazu beitragen, den Fanatismus und die Morde zu erklären? Und welches Erklärungsmodell trifft den Kern am ehesten?

Klaus Theweleit Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich zunächst einmal Milo Raus Arbeitsweise darstellen, die der meinen durchaus verwandt ist. Denn er stellt sich eine Frage, die auch mir immer im Kopf herumgeht: Wie beschreibt man Gesellschaft? Seine Weise, mit Geschichte umzugehen, besteht darin, das Thema nicht direkt zu behandeln. Der am Anfang von »The Civil Wars« erzählte Fall eines Vaters, der seinen Sohn aus Syrien zurückholen will, wo der sich dem IS angeschlossen hat, wird im Stück gar nicht weiterverfolgt. Er tritt vielmehr in Beziehung zu den eigenen Vätern der belgischen Schauspielerinnen und Schauspieler. Milo Rau schreibt keinen Theatertext, den Schauspieler dann aufsagen. Er lässt die Schauspieler ihre eigenen Geschichten erzählen, die sich überwiegend um ihre Väter und ihre Familien drehen. Diese Breite, in der eines exakt für das andere spricht, verstärkt er, indem er den Schauspielern eine Videokamera in die Hand gibt. Sie selbst sitzen unten auf der Bühne in einem mit Möbeln und Fotos vollgestopften, kleinbürgerlich eingerichteten Wohnzimmer. Darüber ist auf

großer Leinwand das Gesicht des jeweils Sprechenden zu sehen, das von einem anderen Schauspieler gefilmt wird. Und zwischendrin die Untertitel, die ihren Text übersetzen. Wir nehmen also gleichzeitig drei Ebenen auf. Die Geschichte, die unten im Wohnzimmer sozusagen alltäglich abläuft in der Erzählung der Einzelnen, bekommt dadurch, dass das Gesicht des Sprechenden oben erscheint, durch die Übermacht des Films, eine Art mythische Dimension, die Geschichte ja immer hat – besonders die, bei der wir selbst nicht dabei gewesen sind. Die Titel dazwischen eröffnen eine weitere Reflexions-ebene. So kann es geschehen, dass die Schauspieler den IS reflektieren, ohne eigentlich über ihn zu sprechen.

Nun, welcher theoretische Ansatz liegt hier zugrunde? Nicht ein einziger, sondern eine Kombination aus mehreren. Einer davon, den ich ebenfalls in meinem Buch aufgreife: Die jugendlichen Täter – und zu denen würde ich auch die Täter des Charlie-Hebdo-Attentats noch zählen – stammen aus einer vaterlosen Struktur, die sie in eine Leere setzt. In ein Vakuum, das von der Gesellschaft, in der sie leben, nicht ausgefüllt wird. Sie haben keine entsprechend befriedigenden Jobs oder Beziehungen. »The Civil Wars« hinterlässt nach zwei Stunden der erzählten Lebensgeschichte eine solche, ungeheure Leere: die Väter sind verschwunden, haben sich entzogen, sind teils in der Psychiatrie, teils gestorben. Durch die beschriebene Erhöhung dieser Menschen auf der mythischen Ebene begreift man sie auch in einer tiefen Geschichtsleere oder auch Realitätsleere. Das ist ein theoretischer Ansatz. Das Gute ist: er wird im Stück nicht explizit formuliert, und es wird auch nicht alles auf ihn reduziert. Mit einer ganz ähnlichen Methode gehe ich in meinem Buch vor. Ich stelle eine Reihe von Theorien nebeneinander, versuche sie aber nicht in einen stringenten Theoriezusammenhang zu setzen. Das Gesamtbild entsteht vielmehr aus der Kombination, oder besser, der Montage dieser verschiedenen Ebenen. Zum Thema des fehlenden Vaters kommt das der alleinerziehenden Mutter, die arbeiten muss und sich nicht um ihre Kinder kümmern kann. Die dadurch entstehende Leere wird von Gruppen ausgenutzt – sei es aus der Moschee, seien es kleinkriminelle Gangs – die davon leben, solche Leute, die keinen festen Boden unter den Füßen haben, mit dem Angebot zu locken: »Hier ist Boden, hier ist Macht, hier ist Hilfe, hier ist Freundschaft, hier habt ihr Sicherheit«. Ganz anders operiert dagegen der theoretische Ansatz etwa von Olivier Roy, den ich ebenfalls vorstellen: Der Dschihad, so Roy, ist eine Art weltweite Jugendbewegung, die das ersetzt, was in den 60er Jahren der Aufstand gegen die Alten, der Antikolonialismus, die linke Bewegung war. Denn all das hat seit dem Mauerfall und dem Zusammenbruch der sozialistischen Länder keine Gültigkeit mehr als Leitbild. Jugendliche, die ein Vorbild suchen, finden es im Angebot von Terrorismus und IS. Ich selbst denke zwar nicht, dass der Islamische Staat diese übernationale Kraft hat wie der Ausbruch der Studentenrebellion und Jugendrebellion der 60er. Dennoch zitiere ich Roy ausführlich und gebe so dem Leser die Möglichkeit, sich einen eigenen Weg zu bahnen.

Borchmeyer Wenn man sich den Weg durch die zahlreichen Fallbeispiele ihres Buches bahnt, kommt man allerdings zu dem Schluss, dass der fanatische Islamismus nicht »die eine«, erdumspannende neue Bewegung ist, sondern nur ein Fragment aus einem breiten Spektrum ideologischer oder religiöser

Vehikel, die allesamt dazu dienen, anderslautende Ideen – oder auch andere Ethnien – aus dem Weg zu räumen, vorzugsweise auf dem Weg des Mordens. Die ideologischen Inhalte sind im Grunde austauschbar. Was sich gleicht, sind die gemeinsamen Formen, insbesondere Formen des Tötens, die sich bei IS-Kriegern in Syrien und nordmexikanischen Drogenkartellen in bizarrer Weise ähneln, obwohl es sicherlich keinen Kontakt zwischen beiden Gruppen gibt. Der Dschihad als neues 68, der IS als neue RAF: All das kann den Genozid in Ruanda nicht erklären, und ebenso wenig die beiden Attentate von Breivik. Denn sie alle sind nicht mit dem Dschihad verbunden.

Theweleit Doch, Breivik hat mit dem Dschihad sehr viel zu tun. Das hat als erster Georg Seeßlen unterstrichen: Breivik ist ein Dschihadist – nämlich strukturell. Ideologisch ist er Antimuslim, in allen sonstigen Punkten aber mit einem muslimischen Patriarchen identisch. Der Mann soll die Macht in der Familie haben, die Frauen haben nichts zu sagen, sie sollen in Lagern Kinder gebären, die Kinder werden ihnen weggenommen und außerhalb der Struktur der Kleinfamilie erzogen. Im Zentrum steht die Religion. Dass er diese nun Christentum nennt und Tempelrittertum statt Islam, ist strukturell vollkommen gleich. Der IS sagt: wer uns nicht anhängt, ist des Todes. Das sagt Breivik auch. Die Norweger, die von der christlichen Struktur abweichen und das Land den Muslimen verschenken, sind des Todes. Gruppen, die gegen eine herrschende Staatsmacht vorgehen, unter Berufung auf ein Buch – ob Koran oder Bibel – gleichen sich. Den Genozid in Ruanda kann man damit zunächst nicht erklären – so wie man allerdings auch Breiviks Morde nicht »erklären« kann. Denn zum Erklären gehört, dass die Leute zur Klärung beitragen. Genau das wollen sie nicht, und genau das ist ihre Gemeinsamkeit: Alle Täter, die diese Morde lachend begehen, setzen sich ab von der Struktur »Patient«. Denn sie behaupten: Wir sind nicht krank, sondern wir machen das Richtige, und wir handeln im Namen einer Über-Ideologie, die eine globale Gültigkeit beansprucht. Ein Phänomen, das man auch global wiederfindet: Bei den indonesischen Tätern, die in dem Film »The Act of Killing« ihre Morde an den Kommunisten als *Reenactment* nachspielen, ebenso wie bei den guatemalteckischen Death Squads. Das Wort *Machismo* kommt ja nicht umsonst aus Südamerika, *Machismo* – mit weltweiter Gültigkeitsbeanspruchung. Das wiederum »erklärt« für Ruanda einiges. Wie Milo Rau unterstreicht, der den Genozid in seiner Aufführung »Hate Radio« behandelt, sind die Täter überwiegend junge Männer zwischen 15 und 35, die zum Teil Initiationsrituale in männlichen Gruppen durchlaufen haben, wie man sie z. B. auch aus Kadettenanstalten und Freikorps kennt, die etwa Ernst von Salomon beschrieben hat. Die Initiation geht an die Todesgrenze. Jemand wird erst einmal beinahe ertränkt oder zu Tode geprügelt, bis er der Gruppe angehört und diese Macht auch selbst ausübt. Es basiert darauf, sich eine Form von Männlichkeit zuzulegen, anzutrainieren, die mit Gewaltausübung verbunden ist. Die kommt dann in einer Situation wie in Ruanda zum Ausbruch, wo die staatliche Herrschaft sagt: »Ihr dürft. Ihr dürft auf sie losgehen«, und den Männern Waffen in die Hand gibt.

Borchmeyer Gerade weil die Täter jugendlichen Alters sind, findet diese Gewaltinitiation anstelle einer sexuellen Initiation statt: In dem Alter, wo sie an sich den Geschlechtsakt lernen

sollten, lernen sie den Tötungsakt. Sie weisen anhand der Geschichte eines ostafrikanischen Kindersoldaten – des Protagonisten von Uzodinma Iweala's Roman »Beast of No Nation« – darauf hin, dass der erste Mord von einer Erektion begleitet ist. Ich musste dabei daran denken, wie die faschistischen Legionäre im spanischen Bürgerkrieg mit dem Lied »Ich bin der Bräutigam des Todes« in den Krieg gezogen sind: um mit dem Tod – der auf spanisch weiblich ist – ihre Jungfräulichkeit zu verlieren. Ihr paradoxes Motto lautete dementsprechend: »¡Viva la muerte!« – »Es lebe der Tod!«. Wie erklärt es sich für Sie, dass die Grenze zum Tod mit einer so lebendigen wie der sexuellen Initiation verbunden ist – ja, diese substituiert?

Theweleit Körper in ihrer Lebensenergie verfügen über eine sexuelle Energie, und der Körper durchläuft bei Erreichen der Geschlechtsreife Verwandlungen, die bei Mädchen anders sind als bei Jungen. Menstruation und das Wachsen der Brüste machen etwas ganz anderes mit einem Körper als diese Zwangserektion bei Jungen, die in die Pubertät kommen. Den Umgang damit lernen wir nicht über die Biologie, sondern über eine Sozialität. Die Körper wachsen entsprechend dem, was in einer bestimmten Gesellschaft mit ihnen passiert, und wenn sie nicht freundlich genug behandelt werden, bildet sich das Ich, im Freudschen Sinne als charakterlich umrissenes Gefüge einer Person, bei den meisten Menschen nicht aus. Sie werden Fragment-Körper, die Angst haben vor dem eigenen Zerfall. Die, wie etwa der faschistische Mann, dagegen ankämpfen indem sie sich drillen, sich einen Körperpanzer zulegen. In »Männerphantasien« habe ich das ein »muskuläres Außen-Ich« genannt. Wenn ihnen etwas passiert, das sie überfordert, drohen diese Körper zu platzen. Sie müssen explodieren – manche einmal am Tag, manche dreimal, andere auch gar nicht. Danach sind sie wieder friedliche, nette Leute. In einer zugespitzten Situation grenzt diese Fragmentierung an den Tötungsakt, und wenn der Körper keine freundlichen sexuellen Erfahrungen hat, dann ist auch seine Sexualität mit Fragmentationsangst und Gewalt durchsetzt, dann wird sie mehr oder weniger notwendig ein Teil dieser Gewaltstruktur. Das hat Iweala in seinem Roman genau beschrieben. Wie einem Kindersoldaten, der noch gar nicht so weit ist, das Töten befohlen wird bis zu dem Punkt, wo ihm eben »einer steht«, und der Kommandant sagt dazu: Das ist wie Liebe. Man kann nicht einfach sagen, die Leute sind verrückt, oder die sind krank, oder das ist schizophran. Das sind alles Zuschreibungen, Begriffe von außen, die vor allem der Abwehr dienen. Wenn man diagnostiziert: »schizophran«, braucht man nicht mehr hinzuschauen.

Borchmeyer Vor allem ist das auch bequem. Die Morde haben nichts mit uns zu tun, sie sind das Produkt kranker Psychen. Wir sind es nicht – die anderen sind krank.

Theweleit Wir sind es nicht, aber wir haben diesen Körper auch, und damit auch dieselben Probleme. Auch wir haben diese Angst vor dem Zerfall und suchen nach einem Spannungsausgleich, der Homöostase, wie das die Neurobiologen und Physiologen nennen: aber nicht nur im eigenen Körper und seiner Zellstruktur, sondern auch in unserer Umwelt. Dass ich mit jemandem nach der Arbeit reden kann ohne diese ständigen Ängste: Wenn ich jetzt ein falsches Wort sage, fliege ich raus. Sag ich ein falsches Wort, bin ich diese Frau los. Sag

ich ein falsches Wort, falle ich aus dieser Kultur. All das sind ungeheure Bedrohungen, die sich im Körper manifestieren.

Borchmeyer Umso frappierender ist es, dass die etwa zehn Theoriegebäude der Autoren, die Sie vorstellen, Körperlichkeit weitgehend ausklammern. Herangezogen werden immer abstrakte Begriffe, wie Gesellschaft, ökonomische Bedingungen, Identifikation, Ideologie, nicht aber, wie sie sich in der Körperlichkeit widerspiegeln. Dabei ist es ja nun wirklich nicht so, dass ihr Buch »Männerphantasien« und seine These von den Fragmentkörpern in den letzten vierzig Jahren seit dem Erscheinen nicht rezipiert worden wäre. Oder, von Ihnen häufiger zitiert, Deleuze und Guattari und ihre auf Artaud zurückgehende Theorie vom organlosen Körper, der sich ja ebenfalls als Ausweg aus dem Fragmentkörper verstehen lässt.

Theweleit Von »Männerphantasien« wurde allerdings allein der erste Band rezipiert; und auch noch der Teil über die Zusammenschaltung des Soldatenkörpers mit einer Maschinerie, mit dem Gewehr, mit dem Panzer, und wie er aus dem militärischen Drill kommt. Überhaupt nicht rezipiert worden ist dagegen das, was sich daran anschließt, was ich aus der Psychoanalyse von Kindern auf Basis von Margaret Mahlers Buch »Symbiose und Individuation« herleite. Mahler erkennt bei den »gestörten« Kindern, über die sie schreibt, dass sie sich nicht aus einer negativen Symbiose mit der Mutter herausentwickeln können. Diese negativen Symbiosen entwickeln etwas Verschlingendes, das diese Kinder mit Gewaltakten bekämpfen – oft gegen sich selbst, indem sie z.B., um zu ihren Körpergrenzen zu gelangen, mit dem Kopf gegen die Wand schlagen. Mahler erkennt bei diesen Kindern etwas, das sie »halluzinatorische Wahrnehmungsidentitäten« nennt. Was ich daraus in »Männerphantasien« entwickle, ist bis heute im wissenschaftlichen Diskurs überhaupt nicht aufgenommen worden. Ich nehme an, auf der einen Seite aus bloßer Unkenntnis, aber auch aus Angst: Diese Wissenschaftler haben gelernt, den Körper eher zu verdrängen in ihren ganzen akademischen Begriffs- und Struktursystemen, in denen die Affekte keinen Platz haben. Für mich aber sind die Affekte die Grundlage der Geschichte. Nicht Begriffe, sondern das, was man fühlt.

Borchmeyer Doch es gibt durchaus andere theoretische Ansätze, die vom Körper ausgehen. Sie selbst verweisen auf die Untersuchungen des amerikanischen Neurobiologen Antonio Damasio, der darlegt, dass das Gehirn seine Wahrnehmungen strukturiert, indem es den Körper kartographiert. *Mapping*, wie es auf englisch heißt. Es geht nicht um Erkenntnis oder Begriffe, noch nicht einmal um Gehörtes und Gesehenes. Die Wahrnehmung des Gehirns basiert auf der Wahrnehmung des Körpers, auf einer Landkarte seiner Empfindungen.

Theweleit Dieser Text stammt aber erst aus dem Jahr 2013. In den übrigen Wissenschaften ist das bis heute nicht präsent, und auch die Neurobiologen kommen dort gerade erst an. Gefühle sind ein Problem für die Wissenschaft. Sie sind oft unklar und schwer zu beschreiben, schwer auszudrücken. Also werden sie abgewehrt. Auch darin ist übrigens eine Mann-Frau-Geschichte angelegt. Frauen durften erst relativ spät in die Uni, weibliche Professoren gibt es immer noch

sehr wenige. Nehmen wir einen Professor, der ausführlich eine familiäre Situation beschreiben will und dafür seine Begrifflichkeit in Anschlag bringt. Wenn seine Frau das hört, lacht sie darüber, oder auch seine Sekretärin oder Studentin: Es ist Quatsch, was du da erzählst. An das, worum es wirklich geht, kommst du nicht ran mit deiner begrifflichen Rede. Das ist garantiert ein Grund, warum Frauen so lange aus dem akademischen Diskurs ausgeschlossen worden sind. Ein Professor hört nicht gerne, dass es nicht stimmt, was er sagt. Er hat viel Mühe darauf verwendet, sich ein bestimmtes System zurechtzulegen, was man bis heute daran erkennen kann, wenn die Akademiker zitieren und wen sie weglassen. Sie zitieren genau die Leute, die ihr Korsett stützen. Natürlich haben speziell diese Leute Angst, dass jemand da hereinbricht mit dem Körper.

Borchmeyer Und genau ein solch körperlicher Einbruch erfolgt durch das Lachen der Professorengattin über die verquaste Begrifflichkeit ihres Mannes. Denn auch das Lachen ist ein körperlicher Akt. Ein geradezu gewaltsamer, der die Muskeln des ganzen Körpers zum Zucken bringt, eine spastische Konvulsion, wie Baudelaire das nennt. Diese Art des Lachens über Theorien besitzt eine emanzipatorische Funktion: es gibt die Doktrin einer dominierenden Instanz der Lächerlichkeit preis. In diesem Sinne ist das Lachen in den linken Bewegungen begriffen worden: als Akt eines Infrage-Stellens von Autoritäten. Als Lachen über das humorlose Heiligkeitsgetue der staatlichen und religiösen Machthaber. Es ist das Lachen, das Charlie Chaplin in seiner Hitler-Parodie hervorruft: Die sich selbst ernst und heroisch gebende Selbstinszenierung des Faschismus wird in ihrer lächerlichen Groteskheit ausgestellt. Es ist auch das Lachen, das die Zeitschrift Charlie Hebdo stets für sich einforderte, die sich ihren Namen ja in Karikierung von »Charlie« de Gaulle gegeben hat. Sich über den Präsidenten der Republik und einen Kriegshelden lustig zu machen, ist ein Tabubruch, den sich das emanzipatorische Lachen des Karikaturisten herausnimmt – wie auch den Tabubruch, die Autorität des Stifters einer Weltreligion zu karikieren (was freilich schon ein weitaus weniger emanzipatorischer Akt ist, weil es sich nicht gegen eine Autorität der Mehrheit im eigenen Land richtet, sondern gegen die einer gesellschaftlichen Minderheit). Dieses emanzipatorische Lachen steht allerdings in eklatantem Widerspruch zu demjenigen, das Sie zum Titel Ihres Buches gemacht haben: zum »Lachen der Täter«. Denn das Lachen der Täter stellt ja nicht aus einer subalternen Perspektive eine übergeordnete Autorität infrage, sondern ist das Lachen des Siegers über die von ihm erniedrigten und ermordeten Opfer. Wie kann das zusammengehen?

Theweleit Die Tatsache ist: Es geht zusammen. Bei Anders Breivik, der in seinem Prozess die Beobachter und insbesondere seine Opfer durch sein ständiges Lächeln irritierte, mischen sich beide Formen des Lachens. Breivik lacht durchaus als Widerständler gegen die Autorität im eigenen Land: das ist für ihn der »feministische Kulturmarxismus«. Den will er als echter Christ und Tempelritter entmachten, und er richtet sich gegen ihn durch sein Lachen »von unten«. Wenn er dagegen die jungen Mädchen und Jungs erschießt und darüber lauthals lacht, ist es das Ausbruchslachen des Killers:

des Siegers, der sich der Geschichte von oben bemächtigt. Beides kann im selben Lachen auftauchen. Lachen hat diese ungeheure Breite. Ich habe ganz schlicht nach Wikipedia die beteiligten Muskeln gezählt. Es sind 89. Denn es lacht ja nicht nur die Gesichtsmuskulatur, sondern Teile des Körpers. Man wird »vom Lachen geschüttelt«, man »lacht sich einen Ast«, und der damit verbundene Lachkrampf kann bis in die Zehen gehen. Und dieses Ausbruchslachen, das in Gewaltzusammenhängen immer wieder auftaucht, bietet dem, der die Gewalt ausübt, den Spannungsausgleich, den er sonst nicht erreichen kann. Er überwindet damit die Fragmentierungsstruktur. Und dieses Lachen ist als Emotion so stark, dass es alle anderen in den Hintergrund drängt. Indem der Täter seine Tat mit den Mittätern im Ausbruchslachen feiert, ist das Mitgefühl für das Stück blutigen Klumpen, den er herstellt, verschwunden. Das Lachen ist ein grässlicher Freiheitsakt, der an das grenzt, was glücklichere Menschen orgiastisch erleben. Eine Hochemotion, die ihnen zu einem Ganzheitsgefühl verhilft. Und das feiern sie in diesem Gelächter. Das Wort Feier taucht tatsächlich sehr oft auf. Es taucht bei den guatemalteckischen Killern auf, und Milo Rau sagt, die Ermordung der Tutsi durch die Hutu brachte eine Feierkultur des Tötens hervor.

Borchmeyer Killen macht Spaß.

Theweleit Killen macht Spaß. »Ich mag das Geräusch, wenn Machete in Fleisch hackt«. Die Charlie-Hebdo-Attentäter schrien »Allahu Akbar« – aber unter Gelächter. Das wird weggeschoben; man hört das nicht gern.

Borchmeyer Weil das mörderische Potenzial des Lachens in unserer Kultur seit dem 20. Jahrhundert weitgehend verdrängt wurde, wird das Lachen durchweg positiv konnotiert. Es wäre noch Ende des 19. Jahrhunderts unvereinbar mit dem Ernst des Amtes gewesen, dass ein Staatsoberhaupt lachend auf Fotos seine Zähne zeigt, wie John F. Kennedy das systematisch tat. Im 20. Jahrhundert dagegen wird Lachen zum Ausdruck von Glück und Zufriedenheit. »Lachen ist gesund«, und ein humanistischer, sozialer Akt, weil er Empathie erzeugt. Hofmannsthal war nach 1918 der Meinung, dass man nach einem verlorenen Krieg Komödien schreiben müsse. Denn entgegen dem Monologisieren des lyrischen Sprechens sei die Komödie mit ihrer dialogischen Struktur »das erreichte Soziale«. Das Lachen als Begleiterin des Mordes, das Lachen des Siegers, hat in dieser Sichtweise keinen Platz. Insofern musste ich bei der Lektüre Ihres Buches oft an einen Text des 19. Jahrhunderts denken, der im Zeitalter des Zahnpasta-Lächelns wenig Beachtung findet, nämlich Baudelaire's Essay über die »Essenz des Lachens«. Baudelaire stellt dar: Jesus und Adam und Eva, Heilige und Menschen im Naturzustand lachen nicht. Das Lachen, im Mittelalter noch Domäne des Teufels, setzt einen Sündenfall, eine »moralische Degradierung« voraus: die Unterscheidung der Menschen in Überlegene und Unterlegene. Wer lacht, tut dies aus dem Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem Belachten. Warum sonst, so fragt Baudelaire, lacht ein Mensch, wenn ein anderer auf dem Glatteis ausrutscht und sich die Knochen bricht, obwohl er doch eigentlich Mitleid haben müsste? Im Grunde ist das Lachen hier die unwillkürliche körperliche

Entsprechung des von Ihnen beschriebenen Tötungsakts als Überwindung des eigenen Fragmentkörpers. Der Mordende und der Lachende empfinden Lust an der Zerstörung des anderen Körpers, der die Intaktheit des eigenen versichert.

Theweleit Bei Canetti heißt er »der Überlebende«. Im »Buch der Könige« nenne ich ihn den Menschen am »Ü-Pol«. Er ist noch da, während andere nicht mehr da sind. Er steht, während andere liegen. Deswegen, sagt er, kann dem Machthaber der Leichenberg nie hoch genug sein, solange er steht. Mit jedem, der weiter da liegt, wächst er ein Stück. Nicht umsonst beginne ich mein Buch mit Sergio Leones »Spiel mir das Lied vom Tod«, wo Henry Fonda das Kennedy-Lachen plötzlich umdreht. Der Gute im Western, der den Fall löst, mit einem Kennedy-Lächeln den Hut zieht und sich verabschiedet, wird bei Leone zum Oberkiller. Nachdem er den Mann aufgehängt hat, der ihm im Weg ist, bricht er in das wildeste Fonda-Lachen aus, das er aus seinem Körper bekommt. Als Western-Anhänger habe ich diesen Film damals gehasst. Etwas später habe ich begriffen, dass das ein richtiger theoretischer Ansatz zum Punkt Gewalt ist. Auch der lächelnde Kennedy hat die Invasion in der Schweinebucht gestützt und drei oder vier Mordattentate auf Fidel Castro nicht nur geschehen lassen, sondern via CIA angeordnet. *The killer smiles*. Und umgedreht: *who smiles* – guck, ob er ein Killer ist. Wenn Politiker lächeln, sollte man immer den Killer mit darin angelegt sehen.

Borchmeyer Offenbar gibt es dabei auch einen Unterschied zwischen Männerlachen und Frauenlachen. Sie haben Frauengruppen untersucht, etwa Gangs in Los Angeles, und zitieren zwei junge Mädchen aus Wien, die sich plötzlich in Syrien dem IS angeschlossen haben (aber nicht als Mörderinnen!). Ihre vorausgehende Kommunikation, auf dem Schulhof wie auch per SMS, bestand fast nur aus dem Wort: HAHAHAHA. Ein Lachen, das vielleicht ein Vakuum, die Abwesenheit von Sinn füllt. Aber eine mörderische Ebene hat es nicht. Warum äußert sich dieser Kampf gegen die Fragmentierung des Körpers bei Männern in Tötungsphantasien – und welches sind die Frauenphantasien, die es ermöglichen, der eigenen Fragmentierung des Körpers zu entgehen?

Theweleit Dass Frauen Gewaltphantasien haben, ist unbestritten. Über spezielle Frauenphantasien rede ich allerdings ungern. Nach »Männerphantasien« hieß es sofort: So, warum kommen jetzt die »Frauenphantasien« nicht hinterher? Und ich habe immer gesagt: Das muss eine Frau schreiben. Ich schreibe in Kenntnis von männlicher Körperlichkeit und weiß, welchen Boden ich unter den Füßen hab. Bei Frauen weiß ich das nur zum Teil. Männliche Literatur geht seit knapp 3000 Jahren permanent »über Frauen«. Das wollte ich nicht fortsetzen. Was bei Frauen abläuft, kann ich nicht körperlich beschreiben, sondern nur annähernd, eher soziologisch, gesellschaftlich. In der gesamten überlieferten Geschichte, seit etwa 12000 Jahren wird die innere Aktivität der Männer motorisch umgesetzt nach außen. Bei Frauen nicht im selben Maße. Und diese Differenz reicht, um da einen entscheidenden Punkt zu setzen. Traditionell weiblich konnotierte Phänomene wie Anorexie und Depression richten sich gegen den eigenen Körper, der als der Feind in mir selbst auftauchen kann. Männer sind gedrillt, den Feind außen zu sehen – viel weniger bei sich.

Borchmeyer Es hat vermutlich viel mit dem Phänomen zu tun, das Sie vorher mit dem Stichwort Kadettenanstalt beschrieben haben: dem Männerbündlerischen, den Männergesellschaften. Wir beschäftigen uns an der Schaubühne gerade mit einem Stoff, der genau in diesem Umfeld spielt, mit dem Roman »Ungeduld des Herzens« von Stefan Zweig, den wir in der kommenden Spielzeit dramatisieren werden. Darin geht es um einen Soldaten, der noch als Kind in die Kadettenanstalt geschickt wurde und dort quasi aufgewachsen ist. Als junger Erwachsener wird er sich bewusst: Die Welt, die ich kenne, ist ausschließlich eine Welt der Männerbräuche, der Männerwitze, des Tabakrauchs, des Tarocktischs. Das ändert sich, als er in die Familie eines ungarischen Großgrundbesitzers aufgenommen wird – und sich dessen Tochter in ihn verliebt. Was er erst nicht wahrhaben will, denn das Mädchen ist körperlich behindert. Doch in dem Moment, wo ihm bewusst wird, dass er von ihr begehrt wird, ist die Reaktion nicht Mitleid – welches das zentrale Thema des Buches ist – und noch nicht einmal Ekel, sondern bemerkenswerterweise Panik, ja: unbändige Angst. Über mehrere Seiten wird aus der Perspektive des jungen Soldaten beschrieben, dass der größte Schrecken, der einem Mann widerfahren kann, die Tatsache ist, ungefragt von einer Frau begehrt zu werden. Denn dieses Begehren ist eine Art Besitzergreifung, eine Usurpation der eigenen Körperlichkeit und erzeugt eine panische Furcht, den eigenen Körper zu verlieren: »denn du bist nicht mehr in dir, sondern in ihr«. Diese Flucht vor der weiblichen Körperlichkeit hat mich sehr an das erinnert, was Sie in »Männerphantasien« schreiben zum Thema der Frauen, die in allen Freikorps-Romanen nur am Rande vorkommen – und nur unter der Prämisse, zu Hause auf ihren Bräutigam zu warten, so dass dieser einen Vorwand besitzt, vor der Frau zu Hause in den Krieg zu flüchten und auf dem Schlachtfeld wieder Bräutigam des Todes zu werden.

Theweleit Vor allem werden die Frauen erst dann überhaupt erwähnt, wenn die Ehe geschlossen wird. Alle anderen Frauen, die auftauchen, verbindet miteinander, dass sie die Angst hervorrufen, Männerkörper aufzulösen. Es ist auch die Angst des Mannes vor »dem Weiblichen« in ihm selbst, das in der Regel auf eine Mutter oder eine Schwester zurückgeht. Gerade in Zusammenhängen, wo wenig gesellschaftliches Leben mit Tanz und Treffpunkten vorhanden ist, sind die Berührungsmöglichkeiten ja relativ gering. Man lernt die Körperlichkeit des anderen Geschlechts nicht in einem sozial angenehmen Zusammenhang schätzen, sondern eher in Verbotszusammenhängen. Die Männer unter sich dagegen schon, in körperlichem Wettkampf, Ringergruppen, Reitergruppen, Waffenausbildungen, Militär, etc. Wer Kämpfe gewinnt, wer Ringkampfmeister und Boxkampfmeister ist, ist schon mal »keine Frau«. Wer unter Männern aufwächst, hat auch erotische Beziehungen zu ihnen, die in den meisten Gesellschaften unter Strafe verboten sind. Die meisten von denen laufen herum mit einer unausgelebten oder gar nicht mal selbst vor sich eingestandenen Homosexualität, die in der Rede der anderen verbunden ist mit Weiblichkeit und Schwäche. Und dieses weibliche Element muss ausgetrieben werden. Ich habe in einem Text in »Das Land, das Ausland heißt«, beschrieben, wie dieses gerade durch das Militär durchgeführte soziale Abhacken vom Mutterkörper stattfindet, den man dem Knaben austreiben muss. Sonst wird kein richti-

ger Soldat aus ihm, und dazu gehört, dass er lernen muss, die Mutter zu verachten – die er jahrelang vielleicht geliebt und verehrt hat. Wenn er 15, 16 wird, soll er sagen: »Du bist das Andere, das Fremde, das mich Auflösende. Ich muss gegen dich arbeiten.« Dann werden Briefe geschrieben, in denen die Mütter verworfen und angegriffen werden. Mütter vom Typus »Eisenmutter« reagieren darauf, indem sie sagen: »Junge, du bist der Held, geh in den Krieg.« Und dann heißt es: »Er ist fürs Vaterland gefallen.« Was für diese Offiziersmütter oft wie eine innere Erleichterung ist, die sie natürlich nicht zugeben können: Aber nun sind sie endlich diesen Terroristen los.

Borchmeyer Was Sie ausführen, steht tatsächlich bei Zweig fast wörtlich. »Die Frau, das Fremde«. Eine körperauflösende Vampirin: »Sie hat dich schon fast nach innen gesogen, in ihr Blut«. Das ist es, was Angst macht ...

Theweleit ... und das kommt aus einer ursprünglichen Nähe zu diesen Körpern, die mal begehrt worden sind, und das wird rausgeprügelt und raustrainiert. Und genau dabei entsteht diese Sorte Männlichkeit, die eine Sexualität kriegt, die mit Gewalt kodiert ist. Das habe auch ich in Ausläufern noch erlebt, in Familienstrukturen, die von Vaterseite sehr gewalttätig waren, wo man Prügel erhielt, wenn man nicht funktionierte. Hätte ich nicht Freundesgruppen gehabt im Alter zwischen 12 und 15, mit anderen Jungs, die auch unter solchen Vätern litten, wie wäre man da sonst herausgekommen? So offen sind die Gesellschaften zum Glück inzwischen, vor allem durch Medien und Kunst, dass man da heraus kommt. Und wenn einem dann auch noch Frauen helfen, das andere Geschlecht, dann hat man Glück, dann kann man entkommen.

Borchmeyer Wie aber kommt man da raus? Wie entkommt man, solange man noch nicht komplett konditioniert ist? Wenn wir wirklich von der von Ihnen dargelegten neurophysiologischen Vorstellung ausgehen, dass ein Gehirn den Körper kartographiert, und wenn ein Körper, der das Morden von der Pike auf gelernt hat, über Jahre oder Jahrzehnte kartographiert hat, dass Lust und Gewalt zusammenhängen: welchen Ausweg gibt es dann noch? Wie verhält es sich mit den Freikorps-Soldaten, wie mit den SS-Leuten, die aus dem KZ zurückkehren? Wie mit den Ruändern nach Jahren des Mordens und des Genozids? Oder, um ein Beispiel aus der dramatischen Literatur zu nehmen, das Sie selbst kürzlich im »Streitraum« in der Schaubühne angesprochen haben: Welchen Ausweg gibt es für Richard III., der am Anfang die halluzinatorische Wahrnehmungsidentität des »Leeren Platzes« vorstellt, indem er sagt: »Wir haben alle Feinde beseitigt, all die Wolken, die sich türmten über unser Haus, sind tief im Meeresgrund versenkt.« Doch was kommt, wenn der Platz tatsächlich freigeräumt ist? Plötzlich ist Frieden. Und mit einem Mal brechen die angenehmen Vergnügungen herein, die erotischen Tänze, die lüstern stöckelnden Nymphen. Ein Körper, der jahrelang nur als Kampf- und Mordmaschine funktioniert hat, muss all das, was anderen als angenehm erscheint, notgedrungen abwehren. Wie wird man das erlernte Mordhandwerk, das sich in den Körper eingeschrieben hat, in Friedenszeiten wieder los?

Theweleit In der Regel schafft man es nicht. Wir kennen ja die nach Südamerika entkommenen Nazis, wie Barbie und Eichmann. Die Zeugnisse aus dieser Zeit beweisen, dass Eichmann komplett auf derselben Schiene geblieben ist. Dass er nur eins bedauert hat: nicht genug Juden ermordet zu haben. Dazu ist er jetzt nicht mehr in der Lage, aber in seinem Körper und Kopf ist das vollständig vorhanden. Doch ihm ist eine andere Arbeit angeboten worden, der er im Alltag nachgehen kann, und er hat eine Familie. Eichmann ist ja auch jemand, der Befehle austeilt und empfängt, der ziemlich genau weiß, wie die Realität sich unterteilt: in Untergebene, Chefs und Leute, die nichts zu sagen haben. Hier kann er auch ohne tägliches Killen agieren, solange er hoch genug in dieser gesellschaftlichen Baukastenhierarchie steht. Wie Barbie in Bolivien, dem es da sehr gut geht, mit einer hohen Funktion als Militärberater, mit Unterstützung der Amerikaner. Dabei gibt er seine Mordgeschichten an die bolivianischen Militärs weiter. Sie lernen von ihm, Indios zu ermorden und zu foltern ...

Borchmeyer ... und die bolivianische Armee trägt dieses Männerbild weiter, und mit ihm die Erotik des Mordens. Sie überträgt dieses Gewaltmodell auch auf die Opfer, die indigenen Gemeinschaften, und so weiter. Dann stellt sich umso dringlicher die Frage: »Wie kommt man da heraus?« Wenn, wie es die eingangs besprochene These von den fehlenden oder gewalttätigen Vätern nahelegt, die Kodierung dieser Körper zu Hause, im eigenen Familienkreis ihren Anfang nimmt, steigt die Schwierigkeit. Denn die Wohnzimmer der Kleinfamilien sind der Ort, auf den eine Gesellschaft oder eine staatliche Maßnahme den schwierigsten Zugriff hat.

Theweleit Möglich, aber es wird bei diesen Menschen mehr im Militär als in der Familie codiert. Ich habe diese Fälle in »Männerphantasien« dargestellt: Männer, die die Erfahrung des Militärs ohne Einschränkung oder Ideologie als körperlich erfahrene Neugeburt beschreiben. Das Militär verschaffte einen neuen Körper. Insofern gibt es heute womöglich leichtere »Wege da raus«, denn die Militärstrukturen haben nicht mehr dieselbe Verbindlichkeit wie früher. Auch die Zahl der Killer wird bei Profiarmeen verringert. Es entstehen zwar dort noch schlimmere Killer mit größerer Entfesselungsgewalt durch bestimmte Waffentechnologien. Doch im allgemeinen gesellschaftlichen Verhalten tritt das in den Hintergrund. Deswegen sehen wir auch heute nicht mehr diesen Typus des zackigen soldatischen Mannes. Auf einem Bahnsteig neulich in Berlin habe ich eine amerikanische jugendliche Touristengruppe gesehen. Einer hatte sich an einem Stand am Brandenburger Tor eine sowjetische Militärmütze gekauft. Die setzten sie reihum auf und guckten, wer von ihnen unter dieser Mütze so aussehen würde wie ein russischer Soldat. Zwei oder drei von ihnen sahen tatsächlich so aus, die Mütze stand ihnen gut. Die Mädchen setzten sie sich auch alle auf.

Borchmeyer Darüber kann man dann befreit lachen.

Theweleit Die lachten, und wie. Das war in diesem Moment auch ein wirklich zivilisierendes Lachen, weil sie feststellten: Die meisten von uns sind dieser Körpertyp und Soldatentyp nicht. Wir wollen so eine Mütze gar nicht haben. Und, »Hahaha: Dir steht sie.« Sehr witzig! (*lacht*)